



Cornelia Coenen-Marx

Aufbrüche in Umbrüchen

Christsein und Kirche in der Transformation

Edition  Ruprecht

Inh. Dr. Reinhilde Ruprecht e.K.

Bibelzitate folgen der Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart, soweit nicht anders angegeben. Für die Umschlagabbildung wurde die Grafik 73148602 von Shutterstock verwendet, (c) Radmilla75.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar. Eine eBook-Ausgabe ist erhältlich unter DOI 10.2364/3846902530.

© Edition Ruprecht Inh. Dr. R. Ruprecht e.K., Postfach 17 16, 37007 Göttingen – 2017
www.edition-ruprecht.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urhebergesetzes bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Verlags. Diese ist auch erforderlich bei einer Nutzung für Lehr- und Unterrichtszwecke nach § 52a UrhG.

Lektorat und Korrektur: Dagmar Deuring, Berlin
Layout: mm interaktiv, Dortmund
Umschlaggestaltung: Basta Werbeagentur GmbH, Göttingen
Druck: CPI buchbücher.de GmbH, Birkach

ISBN: 978-3-8469-0252-3 (Print), 978-3-8469-0253-0 (eBook)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	11
Zum Geleit	17
1 Warum mir das Thema am Herzen liegt	
Biografische Notizen zu eigenen Umbrüchen und Aufbrüchen.....	21
Den Kirchraum verlassen – Mit der Gemeinde auf den Markt	21
Auf der Suche nach der eigenen Rolle – als Person, in der Profession und in der Organisation	24
Aufbrechen, immer wieder – Berufswechsel, Changemanagement und Reformprozesse.....	31
2 Risse im Gemäuer. Die Zeiten ändern sich	39
Die großen Umbrüche	39
Umbrüche im Arbeitsleben – Die Grenzen der Erwerbsarbeit.....	42
Familien in der Zerreißprobe – Entscheidungsräume jenseits der Ökonomie?.....	44
Das Gesicht der Städte und Gemeinden – Spaltung und Teilhabe.....	48
Migration – Wandlungen im Miteinander.....	50
Große Herausforderungen – und nun?.....	51
3 Organisationen im Übergang	55
Von der Gemeinschaft zum Unternehmen – Veränderungsprozesse in der Diakonie	57

	Von der Institution zur Organisation – Veränderungsprozesse in der Kirche.....	61
	Hybride Organisationen und neue Partnerschaften – Veränderungen in den Organisationskulturen.....	63
	Potenziale wahrnehmen und nutzen – Neue Rollen von Kirche und Diakonie im Quartier und in der Arbeitswelt.....	66
4	... und wir in ihnen: Zeiten der Veränderung.....	71
	Kontakte halten – Outlook oder der Kalender meines Vaters.....	71
	Im Wandel der Unternehmenskulturen – Changeprozesse am Arbeitsplatz.....	74
	Scheitern – Auf Grenzen stoßen und sich trennen.....	79
	Umzüge und Neuanfänge – Das Klavier auf Reisen.....	83
	Pendelbeziehungen – Das Unterwegssein und die Liebe	87
	Familie als Sehnsuchtsort – Bindungen in einer Singlegesellschaft.....	90
	Von der Ökonomisierung des Alltags – Zeit für Kinder, Zeit für Pflege?	93
	Leben zwischen Ländern und Kontinenten – Bikulturalität als Zukunftschance	96
	Aufhören, um neu anzufangen – Potenziale des Älterwerdens.....	101
5	Den Schatten begegnen. Krise und Krankheit, Tod und Trauer	109
	Grenzerfahrungen und Krisen – „Boden unter den Füßen hat keiner“..	111
	Aus der Zeit gefallen – Krankheit als Auszeit	114
	Das Ende ein Anfang – Wie Tod und Trauer uns verwandeln.....	120

	Leben ist nicht „machbar“ – Erfahrungen mit einer anderen Wirklichkeit.....	129
6	Unterwegs durch die Zeiten	
	Sinn-volle Augenblicke	135
	Wo das Leben sich entscheidet – Wendepunkte	137
	Der eigene Takt im Tempo des Ganzen – Zum Zeitgefühl der Moderne	142
	Dreißig Minuten Unendlichkeit – Die Eigenzeiten wahrnehmen.....	146
	Erinnern, wiederholen, durcharbeiten – Aktualisierung in der Wiederkehr.....	147
	Es gibt keine Zufälle – Von Synchronizitäten und Gottes Geist	152
7	Das eigene Leben finden	157
	Zwischen gestern und morgen – Zum Ja finden und Nein sagen lernen.....	158
	Den eigenen Sabbat halten	164
	Gefühle ernst nehmen.....	167
	Den Körper wahrnehmen	171
	Die eigene Stimme finden.....	175
	Den Träumen auf der Spur	178
	Die wirkliche Berufung entdecken	182
	Das richtige Tempo finden.....	185
	Kraftorte aufsuchen	188
	Ballast abwerfen und loslassen	190

	Sich fremdgehen und ganz werden	193
8	Dem Anderen begegnen	199
	Freundschaften, Sorgegemeinschaften und Communitys	199
	Engel beherbergen – Orte der Gastfreundschaft	204
	Fremden begegnen	210
	Sieh! Mich! An! – Die Vergessenen wahrnehmen	214
	Gaben teilen und Teil eines Ganzen werden	217
	Am anderen Ort – Heilige Orte, offene Räume	224
	Hüten, was heilig ist – Werte bewahren	229
	Das Erbe weitergeben	234
	Traditionen pflegen	237
	Der rote Faden	240
9	Es ist alles schon da! Die Ressourcen der Kirche für die Bewältigung gesellschaftlicher Umbrüche	247
	Streitbare Kirche – Gesellschaftliche Diskurse aus der Perspektive des Evangeliums	247
	Kirche in Bewegung – Zur Bedeutung des ehrenamtlichen Engagements	255
	Gemeinschaft und Gastfreundschaft	267
	Werte und Orientierung	277
	In Ritualen Umbrüche bearbeiten	286
	Netzwerke und Räume der Begegnung – Kirche an vielen Orten	293
	Fährleute gesucht – Leiten und Begleiten	300

10 Geh einher vor meinem Antlitz! Sei ganz!	309
Literaturverzeichnis	317
Sach- und Personenregister.....	328
Bibelstellenregister.....	335
Über die Autorin	336

Vorwort

„There is a crack in everything, that's where the light get's in“, singt Leonhard Cohen. Jeder Umbruch ermöglicht einen neuen Aufbruch, jede Krise hat ihre Chance. Es ist, als risse jemand ein Fenster zu einer anderen Wirklichkeit auf, als fege ein Windstoß durch den Raum und wirble die Dinge durcheinander. Wir halten inne, hören auf, uns um uns selbst zu drehen, lassen uns vielleicht auch verstören.¹ In den letzten dreißig Jahren gab es einige solcher „Augenblicke“: den Fall der Mauer, die Finanz- und Eurokrise, zuletzt die sogenannte Flüchtlingskrise. Plötzlich nehmen wir unser Land, unsere Gesellschaft ganz anders wahr: direkter, unmittelbarer, begeisternd-erschreckend. Neue Fragen tauchen auf – nach der gemeinsamen Zukunft, nach unseren Möglichkeiten, sie zu gestalten. Solche Momente gibt es nicht nur im gesellschaftlichen Bereich, sondern auch im einzelnen Leben: Eine schwere Krankheit, eine berufliche Veränderung, ein Todesfall in der Familie, eine neue Liebe können Anstoß sein, alte Pfade zu verlassen und selbst einen Aufbruch zu wagen. „There is a crack in everything; that's where the light gets in.“

Umbrüche und Krisen haben lebensverändernde Kraft. „Wenn das Selbst aus dem Bild der Welt verschwindet, wird die Welt plötzlich sehr mächtig, sehr wunderbar. Es ist ein Augen öffnendes Erlebnis: O Gott, schau Dir diese Welt an“, sagt Keith Campbell. Der Sozialpsychologe an der Universität von Georgia hat sich mit dem Phänomen des „Ich-Schocks“ beschäftigt, mit tiefgreifenden Erschütterungen, die unser Lebensgefühl verändern können. Er vergleicht diese Situation mit einem Meditationszustand, einem spirituellen Erweckungserlebnis. Falsche Sicherheiten erweisen sich als Illusion, wenn wir spüren, dass wir nicht so unverwundbar sind, dass die Welt nicht so stabil ist, wie wir glaubten. Zugleich aber erwachen neue Kräfte: Lebensgemeinschaften

1 Vgl. Kathleen McGowan, „Die lebensverändernde Kraft von Krisen“, in: Psychologie Heute compact Heft 32, 2012, S. 18 ff.

und Freundschaften gewinnen an Bedeutung; Engagement und Beteiligung an Veränderungsprozessen ergeben Sinn; Rituale werden neu entdeckt.

In meiner Arbeit der letzten dreißig Jahre habe ich einige Umbrüche und Veränderungsprozesse erlebt – persönlich wie gesellschaftlich. Dabei ist mir bewusst geworden, wie sehr beides zusammenhängt. Die sogenannte große Transformation, der gesellschaftliche Umbruch, den wir zurzeit erleben – Globalisierung, technologische Entwicklungen, Beschleunigungserfahrungen und Finanzkrisen, Mobilität, Veränderung der Lebensformen, der demografische Wandel und nicht zuletzt Umwelt- und Ressourcenprobleme, die entsetzlichen Kriege und Katastrophen und die Fluchtbewegungen, die daraus resultieren – dies alles wirkt sich im Leben jedes Einzelnen aus; selbst in den grundlegenden anthropologischen Erfahrungen. Liebe und Altern, auch der Umgang mit Krankheit und Sterben verändern sich. Das berührt nicht zuletzt unsere Spiritualität, unsere Gotteserfahrung. Woher nehmen wir Energie und Gewissheit? Wo finden wir Halt und wie gewinnen wir Haltung? Wofür lohnt es sich zu engagieren? Und was bedeutet das alles für die Kirche der Zukunft? Wie muss sie aussehen, damit Menschen Kraft finden, Umbrüche zu bewältigen und Aufbrüche zu wagen? Was bedeutet das für mich als Theologin, für Führungskräfte und kirchliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen? Wie ändert sich unsere Rolle, welche Möglichkeiten eröffnen sich? Ganz ohne Frage ist ja die Kirche selbst ebenso von Veränderungsprozessen betroffen wie alle anderen gesellschaftlichen Organisationen auch – und einige davon habe ich erlebt und mitgestalten können. Davon will ich erzählen.

Dieses Buch habe ich geschrieben, um Lust zu machen auf spirituelle Entdeckungen, auf neue Erfahrungen mit Glauben und Kirche, aufs Anpacken und Mitgestalten. Dafür will ich Menschen gewinnen: in Alltag und Beruf, im Engagement für andere, aber auch als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Kirchengemeinden, Gemeinwesenarbeit, Pflege- und Erziehungsberufen, in Musik und Therapie. Denen, die manchmal verzweifeln an Kirche

und Diakonie, will ich Mut machen, Veränderung, Changeprozesse, ja auch Reformen in der Kirche zu wagen. Dabei ist das Wort Reformen für viele längst zum Unwort geworden. Reformen könnten nicht begeistern, meinte neulich jemand, der sich sehr darum bemüht hatte. Kurz vor dem Reformationjubiläum gibt das zu denken. Liegt es daran, dass wir dabei zu viel über Strukturen nachdenken? Oder dass wir Konflikte scheuen in der Kirche? Ist das, was uns selbst bewegt und was andere brauchen, auf der Strecke geblieben? Was muss passieren, damit es hell wird in den Aufbruchprozessen? Damit sich viele beteiligen, damit wir neue Perspektiven gewinnen beim Umbau von Kirchen oder in Zukunftswerkstätten?

Das Buch erzählt von persönlichen Erfahrungen, von Beispielen und neuen Modellen, die ich unterwegs entdeckt habe. Gemeindeerfahrungen, Lebensgeschichten und auch Glaubensgeschichten. Erfahrungen scheinen mir hilfreicher als Dogmen; Offenheit entscheidend, um neue Wege zu finden. Deswegen beginne ich mit meinem eigenen Weg durch Kirche und Diakonie, mit meinen Träumen und Fragen. Die Bibel ist mir dabei eine grundlegende Orientierung. Auch sie schildert Erfahrungen aus unterschiedlichen Zeiten und Perspektiven – alltägliche, erschütternde und wunderbare. Ganz menschliche Erfahrungen, die als Gotteserfahrung gedeutet werden. Und Transzenderfahrungen, die den Blick auf die Welt ändern. Diese abgründige und herrliche Welt, in die Gott „eingetaucht“ ist, für die er sich, wie die Bibel erzählt, in Liebe zerreißt. Im Zusammenhang mit der Arbeit an diesem Buch ist mir klar geworden, dass auch zentrale Texte der Bibel von diesem Riss erzählen: In der Kreuzigungsgeschichte zerreißt der Vorhang zwischen der Gemeinde und dem Allerheiligsten im Tempel – Gottes Gegenwart bleibt nicht exklusiv, sie wird allen zuteil, auch den Außenseitern. Beim letzten Abendmahl bricht Jesus allen das Brot, obwohl die Gemeinschaft schon längst in der Zerreißprobe, wenn nicht zerbrochen ist. Es ist diese Erfahrung, auf die sich dann die Gemeinde als Leib Christi gründet: „für euch gegeben“.

Und die Taufe ist in der urchristlichen Gemeinde ein totaler Umbruch, eine große Lebensveränderung – oft genug auch ein Bruch mit der Familie und das Hineinwachsen in eine Wahlfamilie. Manches davon leuchtet für mich in unseren Umbrüchen neu auf, erhellt, was zunächst so unverständlich erscheint.

„Denn siehe, ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr’s denn nicht?“, heißt es beim Propheten Jesaja (Jes 43,19). Offenbar kommt es darauf an, innezuhalten und die Sinne zu öffnen – eben jetzt wahrzunehmen, was geschieht. Ohne vorgeprägte Erwartungen, ohne schon zu wissen, was sein wird. Denn die Zukunft ist noch im Werden – und auch unsere Erkenntnis ist im Werden. „Reset modernity“ hieß eine Ausstellung von Bruno Latour im ZKM in Karlsruhe aus Anlass des Stadtjubiläums. Es ging darum, unsere Vorstellungen von Fortschritt und Globalisierung noch einmal gründlich zu überprüfen, einen Reset zu machen und noch einmal ganz neu zu denken. Denn die ganze Welt in ihrer Verflochtenheit, meint Latour, könnten wir nicht erfassen – wir könnten nur die Erde erkennen, auf der wir lebten. Darum haben so viele angesichts der Globalisierung, der Beschleunigung und der Datenflut den Boden unter den Füßen verloren – politisch und auch persönlich. Wir müssen uns hier und jetzt verorten und begreifen, was zu tun ist.²

Aber so ein Neuanfang in der Krise verlangt Mut und Kreativität. Deswegen ist es so wichtig, die Augen offen zu halten für das Neue, das um uns herum längst begonnen hat. Wie der Zweig, der aus der alten Wurzel kommt,³ der junge Baum, der Wurzeln schlägt, wo ein Erdbeben vieles in die Tiefe riss. Es sind diese kleinen, ermutigenden Zeichen, die inspirierenden Modell-

-
- 2 Latour hat sich auch intensiv mit der Bedeutung von Religion für Veränderungsprozesse beschäftigt und nach dem Reset für die religiöse Rede gesucht: Bruno Latour, Jubilieren. Über religiöse Rede, aus dem Französischen von Achim Russer, Berlin 2011.
 - 3 Der Begriff aus der Weihnachtstradition geht zurück auf Jes 11,1: „Und es wird ein Reis hervorgehen aus dem Stamm Isaïs und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen.“

projekte, die charismatischen Initiatorinnen und Initiatoren, die bewegenden Veränderungsprozesse, die mir immer wieder Lust an der Arbeit gemacht haben. Frühe Vögel, die singen, wenn die Nacht noch dunkel ist. Lockrufe, die von der Zukunft erzählen. Es ist schade, dass wir uns viel zu oft auf die Verluste konzentrieren, nur die Krisen und Abbrüche vor Augen haben. Damit nehmen wir uns selbst den Schwung und die Energie, die Zukunft mit zu gestalten. Oder wir zertreten sogar, was heranwächst, weil es noch zu klein ist und weil wir nicht nach unten sehen. Wir sehen nicht, wie viel Großartiges im Gange ist, wenn wir zu sehr mit uns selbst und mit unseren Ängsten beschäftigt sind; wenn wir uns panzern, um uns eben nicht erschüttern zu lassen. Das gilt leider auch für die Kirche.

Dabei wartet Gott auf unsere schöpferischen Ideen und Wandlungsprozesse – als sei er selbst ein Lockvogel, der uns dazu bewegen will, uns auf ihn hin zu entwickeln. Gott ist nicht ein unveränderliches Sein, Gott ist im Werden. So gedacht, ist die Welt das kreative Abenteuer Gottes, und Gott ist das Ereignis kreativer Transformation der Welt.⁴ Und wie Gott und die Welt, so ist auch unsere Erkenntnis im Werden: Indem wir die Transformation der Welt und uns selbst in der Krise neu verstehen, verändern sich auch unser Glaube und unser Gottesbild. Darum ist es nötig, die Gottesverdunkelung in den Umbrüchen, die wir persönlich wie politisch erleben, ernst zu nehmen und immer neu nach Vergewisserung zu suchen. Die biblischen Erzählungen vom Exodus, von den Wüstenwanderungen, von Kreuz und Auferstehung mit all den Zweifeln, von denen dort berichtet wird – ich verstehe sie als Ermutigung, Gott und die Welt, Glaube und Erfahrung aufeinander zu beziehen und immer wieder auch neue Gedanken, neue soziale Formen, neue Gestalten von Gemeinde und Gottesdienst zu entwickeln. Neue Worte, neue Bilder und Lieder.

4 Vgl. „Gott im Werden der Welt“, in: Christ in der Gegenwart Nr. 16, 2016.

Im Umbruch von 1989, als die Mauer geöffnet war und wir zusammen feierten, diskutierten, versuchten Zukunft zu gestalten und auch mit unseren Ängsten umzugehen, wurde ein neues Kirchenlied aus der DDR zum Schlager: „Vertraut den neuen Wegen“ von Klaus-Peter Hertzsch. Hertzsch ist gestorben, während ich an diesem Buch arbeitete, aber sein Lied, das uns in vielen Aufbrüchen begleitet und uns Mut gemacht hat, klingt noch immer in mir nach. Ich würde mich freuen, wenn in diesem Buch eine solche Melodie des Vertrauens hörbar würde. Denn ich bin überzeugt: Nur mit Mut und Vertrauen werden wir die aktuellen Umbrüche für lebendige Gestaltung nutzen.

Zum Geleit

Ein Plädoyer für Neugier und Vertrauen

„Umbrüche und Krisen haben lebensverändernde Kraft“ – dieser Satz von Cornelia Coenen-Marx aus diesem Buch hat mich berührt. Er enthält etwas von dem tiefen Grundvertrauen und der Kraft, die von dem Text ausgeht. Das ist nicht selbstverständlich bei diesem Thema. Um- und Aufbrüche sind spannend, aber auch bedrückend. Sie machen Angst und sie schüren Erwartungen. Aufbrechen und umbrechen meint Veränderungen, sich loslösen oder losgelöst werden vom Gegebenen. Wer hätte dies nicht schon erlebt, in kleinerem wie auch in größerem Ausmaß.

Eine solche Situation ist von einer doppelten Ambivalenz gekennzeichnet. Da steht auf der einen Seite das Neue, das man will oder auch nicht, und auf der anderen Seite steht das Alte, das man bewahren oder überwinden will. Und vielleicht will man auch von jedem etwas.

Es ist kein Zufall, dass Cornelia Coenen-Marx, die die Website „Seele und Sorge“ betreibt, ein Buch über eine solche die Seele aufregende und möglicherweise aufreibende Situation schreibt. Weil sie, und dies macht sie in ihrem Buch anschaulich und berührend deutlich, es oft genug selbst erlebt hat. Menschen im Auf- und Umbruch sind verwundbar und gefährdet. Denn sie geben Halt auf oder verlieren ihn. Das gilt sowohl im privaten als auch im gesellschaftlichen Umfeld.

Gerade wer die gesellschaftlichen und ökonomischen Umbrüche der jüngsten Zeit erlebt hat, kann viele der in diesem Buch geschilderten Beispiele nachempfinden. Da war die deutsche Vereinigung, die vielen Menschen Freiheiten brachte, nach denen sie sich lange gesehnt hatten. Aber sie brachte zunächst auch Arbeitslosigkeit, Unsicherheit und Orientierungslosigkeit. Der Wandel auf dem Arbeitsmarkt durch Digitalisierung und Globalisierung

beschert neue Freiheiten und Möglichkeiten auf der einen Seite, jedoch erhöhten Druck und Belastungen auf der anderen. Dramatisch wurde die Ambivalenz mit dem Zustrom der Flüchtlinge, denen in einem zuvor kaum vorstellbaren Ausmaß in unserem Land geholfen wurde – und denen gleichzeitig aus Angst vor von ihnen ausgehenden Veränderungen blanker Hass entgegenschlägt.

Und da sind die Krisen der vergangenen Jahre, die anscheinend nicht enden wollen. Die Finanzmarktkrise, die viele Gewissheiten derer, die an die unerschütterliche Stabilität der Märkte glaubten, zerschmelzen ließ. In zahlreichen Ländern verloren Menschen ihre Arbeit, die direkt überhaupt nichts mit der Finanzwelt zu tun hatten, deren wirtschaftliche Existenz aber von der reibungslosen Kreditvergabe des Finanzsektors abhing, die von der Krise gestört wurde. Die Krise des Euroraums, die die betroffenen Länder in eine tiefe Rezession, teilweise Depression stürzen ließ, von der sie sich bis auf den heutigen Tag nicht erholt haben. Dazu beigetragen haben auch die teilweise ungeeigneten Maßnahmen zur Überwindung der Krise, was viele Menschen um Arbeit und Einkommen brachte. Zuletzt erzeugte das Referendum um den Austritt Großbritanniens aus der EU neue Unsicherheiten und Sorgen.

Die Welt scheint manchmal aus den Fugen zu geraten, und die Frage ist nur allzu berechtigt, woher in diesen teilweise verzweifelten Lagen Halt und Trost kommen soll. Wo ist dann die anfänglich erwähnte lebensverändernde Kraft? Cornelia Coenen-Marx lässt an der Antwort keine Zweifel aufkommen. Sie benennt sie im Vorwort: „Dieses Buch habe ich geschrieben, um Lust zu machen auf spirituelle Entdeckungen, auf neue Erfahrungen mit Glauben und Kirche, aufs Anpacken und Mitgestalten.“ Es ist die Kraft des Glaubens, die ein Versinken in den Untiefen einer Krise verhindert und uns nicht im „Götzendienst an Krisen“ (Bedford-Strohm) verkommen lässt. Der Glaube verhindert aber auch den Hochmut der „Weltenretter“, die es immer

schon gewusst haben und die sich gleichzeitig im exklusiven Besitz des einzig möglichen Rezepts zur Überwindung aller Krisen wähnen.

Nein, Auf- und Umbrüche erfordern Neugier, Lust auf Entdeckungen und die Bereitschaft, sich selbst zu ändern und anderes zu verändern. Wie man die Kraft hierzu im Glauben findet, das zeigt dieses Buch. Viel Vergnügen bei der Lektüre.

Prof. Dr. Gustav A. Horn

Wissenschaftlicher Direktor des Instituts für Makroökonomie und Konjunkturforschung der Hans-Böckler-Stiftung und Professor an der Universität Duisburg-Essen

„Es ist ja zum Glück eine wahrhaft ungeheure Reise.“

Franz Kafka

1 Warum mir das Thema am Herzen liegt

Biografische Notizen zu eigenen Umbrüchen und Aufbrüchen

„Ich befahl mein Pferd aus dem Stall zu holen. Der Diener verstand mich nicht. Ich ging selbst in den Stall, sattelte mein Pferd und bestieg es. In der Ferne hörte ich eine Trompete blasen, ich fragte ihn, was das bedeute. Er wusste nichts und hatte nichts gehört.“ So beginnt einer meiner Lieblingstexte, Franz Kafkas Parabel „Der Aufbruch“. Wohin er reitet, weiß der Erzähler nicht. Er weiß nur, dass er aufbrechen muss, um sein Ziel zu erreichen. „*Weg-von-hier*¹ – das ist mein Ziel“, sagt er. Die Reise geht ins Ungewisse und sie wird lang sein, so lang, dass es nicht lohnt, Proviant mitzunehmen. Wer auf dem Weg nichts zu essen bekommt, der muss verhungern. „Es ist ja zum Glück eine wahrhaft ungeheure Reise.“

Den Kirchraum verlassen – Mit der Gemeinde auf den Markt

Es ist nun dreißig Jahre her, dass ich jeden Mittwochnachmittag an einem der kleinen Kaffeetaische im Wickrather Gemeindeladen saß. Der Laden, bis kurz vorher ein altes Lebensmittelgeschäft in einem Stadtteil von Mönchengladbach, war zu einem offenen Diakonieladen geworden – mit Café und Kleiderkammer, mit Büchereiarbeit und Sozialberatung, Bildungsangeboten und Mutter-Kind-Gruppen mitten in der Fußgängerzone. Er ist bis heute lebendig – getragen von mehr als fünfundzwanzig freiwillig Engagierten und professionell begleitet von einer Sozialpädagogin. Und das alte Motto: „Mach Dich auf, lass Dich ein“ prangt noch immer am Schaufenster. Der Laden in der Fußgängerzone veränderte die Gemeinde. Hinter dem großen Fenster, an

1 Kursivierung CCM.

den einladenden Kaffeehaustischen wurde alles verhandelt, was die Menschen umtrieb. Bei der Feier zum „Silberjubiläum“ erzählt die Leiterin, wie unmittelbar hier gesellschaftliche Umbrüche und neue Bedarfssituationen spürbar wurden – und wie sie in Angebote umgesetzt wurden: Da war zunächst das Arbeitslosenprojekt mit vielfältigen Hauswirtschaftsdiensten. Andere Arbeitslose engagierten sich im Ladenteam und fanden dort eine neue Aufgabe. Dann kamen die Kurse für pflegende Angehörige und die Sonntagnachmittagsangebote für alleinstehende Ältere. Sehr früh schon, als eine Gruppe Roma in die Kleiderkammer kam, entstand eine Erwachsenenbildungsreihe über Kultur, Geschichte und politische Situation der Sinti und Roma. Dann die Mutter-Kind-Kurse, solange es noch keine Krippenplätze in der Tageseinrichtung gab, und die Mittagsangebote für Schulkinder, solange eine Ganztagschule fehlte. Heute spielt die Entwicklung einer altersngerechten Stadt eine große Rolle. In einem neuen Netzwerk mit Kommune und Wohlfahrtsverbänden wird gerade ein Stadtplan für Ältere erarbeitet. Und schon vor Jahren, als im sogenannten „Musikerviertel“ die Zahl der Migranten aus Osteuropa zunahm, mit den Aussiedlern aus Russland zunächst, dann mit den Arbeitsuchenden aus Osteuropa, wurde zwischen Beethoven- und Lisztstraße eine Zweigstelle eingerichtet, die nun auch Zentrum der Willkommensarbeit mit Flüchtlingen ist. Das Team hat nie aufgehört, das Ohr an den Strom zu halten, es nahm und nimmt stets auf, was die Menschen bewegt. Immer fängt es mit einfachen Gesten an: Kaffee einschenken, Kleider aussuchen, zuhören. Und gemeinsam neue Wege entdecken.

Auch für mich tat sich hier ein neuer Weg auf. Es waren die Erfahrungen in diesem Gemeindeladen, die mich zu einem beruflichen Wechsel veranlassen: aus der Gemeindearbeit in die Freie Wohlfahrtspflege, aus der manchmal engen kirchlichen Bindung zur Mitgestaltung gesellschaftlicher und vor allem politischer Rahmenbedingungen. Schon vor der Gründung des Gemeindeladens war ich ehrenamtliche Diakoniefarrerin in der Region gewesen – und

hatte begriffen, in welchem Maße unser persönliches Geschick, unser Erfolg wie unser Scheitern nicht nur von unserem eigenen Einsatz, sondern auch von Herkunft, Bildung und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen geprägt sind. Die vielen Gespräche mit Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern, Mitarbeitenden in den Beratungsstellen, Arbeitslosenprojekten und Wohlfahrtsverbänden ermöglichten mir einen Perspektivwechsel, ja einen Blick von außen auf die Mittelschichtgemeinde, in der ich Dienst tat. Seitdem fällt mir besonders auf, welche Verluste es bedeutet, wenn die Wirklichkeiten von Kirchengemeinden und diakonischen Diensten im Quartier auseinanderfallen. Die Spannungen und Missverständnisse, die damit verbunden sind, haben mich mein Berufsleben lang begleitet. Sie finden sich auf allen Ebenen wieder – zwischen Kirche, Freier Wohlfahrtspflege und Politik, zwischen Zivilgesellschaft und großen Organisationen, zwischen Ehrenamt und Hauptamt. Die Perspektiven der jeweils anderen verständlich zu machen, unterschiedliche Sichtweisen zu nutzen, Brücken zu bauen wurde mehr und mehr zu meiner „Mission“. Dabei hat es mich hin und her getrieben: von der Gemeinde in die Geschäftsführung des Wohlfahrtsverbands, von dort in ein Kirchenamt, wieder zurück in die Diakonie – diesmal die Unternehmensdiakonie – und zum Schluss ins Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland, wo es erneut darum ging, „Kaffeehaustische“ aufzustellen – bei Tagungen, Projekten, Zukunftskonferenzen und Workshops und immer wieder in World-Cafés. Ich bin überzeugt, dass Gemeinden, Unternehmen und Initiativen aus Kirche und Diakonie intensiver zusammenarbeiten müssen, wenn sie auch in Zukunft attraktiv und glaubwürdig bleiben wollen. Das ist schon wegen der zunehmenden Pluralisierung unserer Gesellschaft notwendig. Denn wer in der Vielfalt bestehen will, muss Profil zeigen.

Wie geht das, wenn Alleinstellungsmerkmale verschwinden? Wenn man sicher geglaubte Positionen räumen muss? Dass die Kirche bis vor wenigen Jahrzehnten die zentrale Agentur für Sterbe- und Trauerbegleitung war, dass

sie – nicht nur in den Tageseinrichtungen – Familien unterstützt und mit Seelsorge Lebenshilfe geben kann, das verschwindet aus dem Bewusstsein. Hospizvereine und Bestattungsunternehmen bieten neue Erfahrungen im Umgang mit Tod und Trauer. Paare, die nicht heiraten, ihre Kinder nicht taufen lassen, Patchworkfamilien, die sich neu arrangieren, haben oft wenig Berührung mit der Kirche, Lebensberatung bei Therapeuten und Coaches unterschiedlicher Schulen boomt. Die Schwellen zur Kirche scheinen dagegen hoch und der Mehrwert für die weniger „Frommen“ nicht unbedingt erkennbar. Das gilt auch für die diakonischen Einrichtungen, in denen nicht mehr Zeit für Zuwendung bleibt als bei so manchem privaten Träger. Wie also kann es gelingen, sich neu zu positionieren, wenn zugleich die kirchlichen Mittel zurückgehen und die staatlichen gedeckelt sind?

Auf der Suche nach der eigenen Rolle – als Person, in der Profession und in der Organisation

In der Gemeinwesendiakoniebewegung haben sich Initiativen und Träger aus Kirche und Diakonie zusammengeschlossen, denen es um ähnliche Anliegen geht wie uns damals im Wickrather Gemeindeladen. Stadtteilbüros und Cafés werden eröffnet, Kirchen an Vereine vermietet und als Gemeinwesen Häuser umgenutzt, Stadtteilnetzwerke werden gegründet und Sponsoren aus der Wirtschaft gesucht. Die Kirchen, heißt es in den Grundsätzen der Gemeinwesendiakonie, müssten dabei nicht mehr die Regisseure sein – sie könnten auch Schauspieler oder Beleuchter oder sogar Komparsen sein, wenn ein neues Stück im Stadtteil aufgeführt wird. Entscheidend ist, dass sie erkennbar bleiben und gleichzeitig zur Veränderung bereit sind.

Oft sind es Krisen, die uns spüren lassen, dass ein Aufbruch, eine Veränderung notwendig ist – für uns als Einzelne oder für unsere Organisationen. Irgendetwas stimmt nicht mehr – neue Erfahrungen stellen das Gewohnte in

Frage. Bevor wir den Wickrather Gemeindeladen gründeten, habe ich selbst eine solche Krise erlebt. Ich war schon einige Zeit Gemeinde- und Diakoniepfarrerin und arbeitete auf zwei Feldern: in der Kleinstadtgemeinde und in den Einrichtungen und Diensten des Kirchenkreises. Unter der Belastung und Spannung, die es für mich bedeutete, zugleich pastoral und sozialpolitisch zu handeln, war ich krank geworden, sechs Wochen lang konnte ich nicht mehr arbeiten. Im Zentrum meiner Erschöpfung stand eine Predigtkrise: Ich predigte damals zweimal, oft viermal am Sonntag, dazu vielfach bei Trauungen, Beerdigungen, Schulgottesdiensten. Eigentlich predige ich gern, versuche Glauben und Lebenserfahrung zusammenzuführen und damit möglichst Orientierung zu geben für das, was „dran ist“. Die Menschen, die sonntags kamen, waren mir lange vertraut. Ich kannte sie aus Frauengruppen und Gesprächskreisen, ich hatte Familienmitglieder beerdigt und meinte auch ihre Erwartungen an „die Kirche“ zu kennen, Erwartungen vor allem ans Pfarramt, an mich. Manchmal hatte ich das Gefühl, in die Rollen meiner Vorfahren schlüpfen zu müssen, um diese Erwartungen zu erfüllen. In jenen Wochen nun fragte ich mich, ob das, was ich selbst zu sagen hatte, für sie überhaupt trug? In Gesprächen mit Jugendlichen, mit Tauf- und Konfirmandeneltern, aber auch in Trauergesprächen konnte ich Unterstützung geben – gemeinsam mit ihnen auf die Suche gehen, wenn Menschen auf der Suche waren nach neuen Wegen, nach tragfähigen Antworten. Auf der Kanzel aber kam es mir manchmal so vor, als ob die Verbindung zwischen Gottesdienst und Alltag gerissen war. Der Sonntagmorgen war zum Ritual geworden; Fragen, Kritik oder gar politische Äußerungen wurden als Provokation empfunden.

In dieser Zeit hatte ich einen Traum. Ich träumte, ich stünde auf der Kanzel und zöge den Talar aus. Als ich hinunterstieg und durch den Mittelgang hinausging, blieb das schwarze Tuch über der Brüstung hängen. Auf der Türschwelle drehte ich mich noch einmal um und stand plötzlich in der

gleichen Richtung wie die Gemeinde. Eine von ihnen, nicht mehr als das. Eine, die selbst Erfahrungen mit Umbrüchen, Krankheit und Zweifeln hat – Erfahrungen, die hier nur im Seelsorgegespräch Raum hatten. Ich aber verstand die Krisen und Umbrüche als Aufbruchssignale, die Krankheiten als Impuls, heil zu werden. Ich hatte die Trompete in der Ferne gehört, die biblischen Bilder von Befreiung und Neuanfang gesehen, und ich wusste, dass man die Komfortzone verlassen muss, um weiter zu kommen – auch auf dem Glaubensweg. Das hat mir die Angst genommen, Fragen und Zweifel beim Namen zu nennen, persönliche Erfahrungen und theologische Reflexionen zu teilen, auch wenn es um unkonventionelle oder ungebahnte Wege ging wie in der feministischen Theologie oder im interreligiösen Dialog.

„Der Kopf ist rund, damit das Denken die Richtung ändern kann“, heißt es. Das gilt auch für das theologische Nachdenken; und das ist gut so. Mein Großvater, selbst Pfarrer, schrieb noch an seinen Freund, einen Theologieprofessor, Frauen auf der Kanzel seien unbiblisch. Wie hätte er reagiert, wenn er erlebt hätte, wie seine Enkelin Theologie studierte und Pfarrerin wurde? Vielleicht hätte auch er gespürt: Das Alte stimmt nicht mehr; es passt nicht mehr in die Zeit; wird Krampf und Mühe, wenn wir es festhalten. Wenn wir in der Kirche Fenster und Türen schließen, um Glauben und Tradition zu schützen, wird es stickig und eng, Milieuverengung droht. Dabei erzählen unsere Träume und unsere Ängste schon vom Neuen, Krisen brechen die Alltagsroutinen auf. Die Gesellschaft verändert sich und mit ihr unsere Arbeitsplätze, unser Lebensstil. Berufswechsel, Umzüge, Reisen und neue Familienkonstellationen ändern auch unsere Gedankenwelten – und umgekehrt.

Vielleicht war es mein Predigttraum, der zur Gründung des Gemeindeladens geführt hat. Mit einer kleinen Gruppe junger Leute begann ich zu spinnen, einige Ältere aus der Kerngemeinde machten mit, Suchende aus der Kleinstadt wurden angezogen, die Diakonie zog mit ihrem Büro ein – und ein neuer Gemeindemittelpunkt entstand. Die „anderen Gottesdienste“ im

Laden, die Seelsorgegespräche an Kaffeestaischen, die professionelle Arbeit im Team der Ehrenamtlichen sind mir noch immer in lebhafter Erinnerung. Und ich bin meinem Traumpfad weiter gefolgt, wenn ich später im Speisewagen Seelsorgegespräche führte oder mit den Mitarbeitenden in der Kaiserswerther Diakonie Adventsaktionen gestaltete: auf den Krankenhaus- und Altenheimstationen und in den Schulen. Und auch, als wir einen Mittagstisch in der Mutterhauskirche eröffneten. Ob wir dabei Gastgeber sind oder einfach nur Kellner, ob Regisseur oder Beleuchter, scheint mir nicht wichtig. Wichtig ist, dass wir Dinge ins Licht zu rücken, die zu oft übersehen werden. Dass wir selbst aufmerksam bleiben für jene Momente des Hellwerdens, mit denen keiner gerechnet hat. Die alten Rituale und die heiligen Räume, die Heimat geben können, gehören zum Schatz der Kirche. Gerade in Umbruchzeiten, in denen manchem der Boden unter den Füßen schwindet, sind sie zentral. Aber die Kirche ist kein Museum; die Traditionsbestände müssen ins Gespräch gebracht werden, die Rituale wollen verstanden werden, die Gebäude fangen an zu modern, wenn nicht immer wieder der Wind der Welt hineinweht. So geht es bei der Suche nach einer erkennbaren, glaubwürdigen und für die Menschen hilfreichen kirchlichen Identität immer um ehrliche Auseinandersetzungen mit gesellschaftlichen Veränderungen.

Auf meinem Berufsweg durch Kirche und Diakonie habe ich sehr unterschiedliche Organisationen und Arbeitskulturen erlebt, letztlich auch unterschiedliche Formen, mit dem Verhältnis von „Kirche und Welt“, von Religion und Säkularität umzugehen. Dass ich eine Frau bin, ließ manche dieser Eigenheiten besonders deutlich hervortreten. Das Pfarrhaus, in dem ich aufgewachsen bin, war eine Lebensgemeinschaft weit über die Familie hinaus – damals gehörten auch in anderen Pfarrhäusern noch Vikare, Diakonissen, Küsterfamilien dazu. Dabei waren die Rollenerwartungen sehr klar; selbst für „Pfarrerskinder“ waren privates und öffentliches Leben, Beruf und Familie kaum getrennt. Die Familie war im Leben des Ortes verwurzelt – vom Ein-

kaufen bis zur Schule, vom Rathaus bis zum Sportverein. Bis heute erwarten Gemeinden häufig den Einsatz der ganzen Person – auch von anderen Berufsgruppen und Ehrenamtlichen in der Kirche. Erst im Zusammenspiel mit Beratern und Beraterinnen, Sozialarbeiterinnen und anderen in der Diakonie habe ich ein modernes Professionalitätsverständnis erlebt, wie es seit den neunziger Jahren auch das Pfarramt bestimmt – beispielsweise im Gespräch über Terminplanung, Wochenendvertretungen, Übergaben, Projekte. In diesem Rahmen wird die professionelle Rolle deutlicher von der persönlichen Lebensgestaltung unterschieden. Das wirkt sich selbstverständlich auch auf den Umgang mit Zeit aus: Was in der Gemeinde als Arbeit gilt – eine Gesprächsgruppe in unserem Wohnzimmer, ein persönliches Gespräch in einer Krise –, wurde in meiner Zeit als Abteilungsleitung in der Diakonie zur privaten Freizeitbeschäftigung. Mich dort als Theologin neu zu erfinden, Professionalität und Leitungsaufgaben neu zu reflektieren, wurde zum Abenteuer – und auch, Kirche als Wohlfahrtspflege zu erleben: offen für alle, manchmal allerdings bis zur Selbstvergessenheit in einer säkularisierten Gesellschaft. Für die Mitarbeitenden der Kaiserswerther Diakonie, der ich seit Ende der neunziger Jahre vorstand, war Religion endgültig zur Privatsache geworden. Das diakonische Unternehmen war schon seit den 1980er Jahren unterwegs vom Diakoniewerk mit Selbstkostendeckung zum Wettbewerber auf dem Sozial- und Gesundheitsmarkt. Die alt gewordene Schwesternschaft, die das Werk geprägt hatte, war zwar noch fester Bestandteil der Broschüren und Leitbilder, die Frauen lebten aber längst in anderen Rhythmen als das Unternehmen. Auch hier schien der Faden zum Alltag gerissen. Auf der einen Seite das ängstliche Festhalten an vergangenen Formen, auf der anderen – gerade bei Jüngeren – das Bedürfnis nach einer neuen Form von Spiritualität. Und das unter wirtschaftlichen Zwängen, die den eigentlichen Kern der Arbeit, die Zuwendung zu den Kranken und Hilfsbedürftigen, immer schwieriger, aber auch kostbarer machten.

Auch in Kaiserswerth hatte ich einen Traum: Ich träumte, ich stünde barfuß in einer Klosterruine, durch die der Wind piffte. Unter meinen Füßen grüner Rasen und blühende Blumen. In gesellschaftlichen Umbrüchen erodieren Institutionen, alte Schönheit zerfällt. Aber da, wo der Wurzelboden freigelegt wird, kann Neues wachsen. Wie die alten Orden und Schwesterngemeinschaften ist auch die Kirche unter ökonomischen Druck geraten; sie gilt vielen als unzeitgemäß, unwirtschaftlich, ja unproduktiv wie die alten Schwesterngemeinschaften. So droht in Vergessenheit zu geraten, was hier an Schätzen bewahrt wird, was an Wissen über Gemeinschaft, Zusammenhalt, Engagement zur Verfügung steht. Dabei sind möglicherweise gerade diese Schätze Teil des Profils, mit dem die Kirche professionell auf den Markt gehen kann – den Sozial- und Gesundheitsmarkt wie den Sinnmarkt. Inzwischen haben auch Kirchenverwaltungen, die lange Zeit auf Erhalt und Bewahrung ausgerichtet waren, eine Steuerung über Ziele eingeführt. Das ist aber nur die eine Seite. Wichtiger scheint mir, Menschen zu ermutigen, sich in den aktuellen Umbrüchen und Verunsicherungen der Traditionsschätze zu bedienen – nicht nur die Frommen, nicht nur die Mitglieder, sondern alle, die sich nach einer Hoffnungsbotschaft sehnen und sich für eine andere Gesellschaft engagieren. Gelingen kann das nur, wenn wir selbst die Wandlungsprozesse, die wir erfahren, reflektieren und nicht verdrängen.

Anfang der neunziger Jahre, ich war Landeskirchenrätin der Evangelischen Kirche im Rheinland, waren – nicht zuletzt angesichts der Vereinigung Deutschlands – Sozialsysteme, aber auch Kirchen unter Druck geraten. Die Politik debattierte die Arbeitsmarktreformen, Fördern und Fordern und den aktivierenden Sozialstaat, die Kirchen setzten Spar- und Reformkommissionen ein. In diese Zeit fiel die Abschaffung des Buß- und Betttags zugunsten der Pflegeversicherung; und auch die rheinische Landessynode stimmte dem zu. Im Abwägen von kirchlichem Traditionsbestand und den Herausforderungen des demografischen Wandels entschied man für die Stabilität des

Sozialsystems und die Absicherung der Pflege. Dieser funktionale Pragmatismus allerdings wurde von vielen Mitgliedern nicht honoriert. Der ungeliebte stille Feiertag im November hatte vielen offenbar doch etwas bedeutet: Hier stand die Kirche gerade nicht für Nutzenorientierung, sondern für Unterbrechung einer beschleunigten Zeit. Die heftigen Proteste, die damals auch auf meinem Schreibtisch landeten, und die Erfahrung einer misslungenen oder sogar unterlassenen Kommunikation mit der Mehrheit der Mitglieder hat die neunziger Jahre bestimmt. Unter dem Titel „Kirche bricht auf“ wurde im Rheinland eine Bußtagsaktion gestartet. In vielen Kirchenkreisen entstanden Mitgliederkampagnen, oft unter der Beratung von PR-Agenturen. Besonders bekannt wurde die von der Agentur Lauk gemeinsam mit Günter A. Menne, dem Leiter der Öffentlichkeitsarbeit des Stadtkirchenverbands Köln, gestaltete Kampagne unter dem Titel „Misch dich ein“. Aber nicht nur in Köln, wo der spätere rheinische Präses und Ratsvorsitzende Manfred Kock Stadtsuperintendent war, gab es damals spannende Aufbrüche – Plakataktionen, Mitgliederbefragungen, Zukunftskonferenzen, die ich als Öffentlichkeitsreferentin der Evangelischen Kirche im Rheinland begleiten durfte. Schwierig wurde es allerdings immer dann, wenn deren Ideen und Vorschläge eingespielt werden sollten in die bestehenden, durchaus partizipatorischen Strukturen von Kirchenvorständen und Synoden. Auf diesem Hintergrund wurde der „Tag Rheinischer Gemeinden“, der 1995 unter Leitung des damaligen Präses Peter Beier mit dem Thema „Prüfet alles und das Gute behaltet“ in der KölnMesse stattfand, zu einer Zukunftskonferenz, in der Delegierte aus allen Gemeinden, aber auch aus Ämtern und Werken, sich mit Zukunftsfragen auseinandersetzten. Vorbereitung und Organisation gehörten zu meinen interessantesten Aufgaben. Beim Wiederlesen der damaligen Vorschläge zum Ehrenamt, zu Ritualen und Kasualien, zu neuen Gottesdienst- und